

# Die Welt der Frau

Beilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 4

Posen, den 16. Februar

1930

## Historische Maskenbälle.

Feuer unter den Masken. — Der Blutmaskenball von Stockholm. — Die Cholera unter der Maske

Nicht alle Maskenbälle nehmen einen fröhlichen Ausgang. Es hat auch schon solche Bälle gegeben, die einen tragischen Abschluß fanden. Zu diesen Maskenbällen gehörte zunächst der, den die Königin Isabella von Frankreich, die Gattin Karls VI. im Jahre 1393 gab. Gerade als auf dem Maskenball der höchste Grad der Lustigkeit erreicht war, ging ein Mitglied der königlichen Familie mit der Fadel so ungeschickt um, daß die Kleider eines Maskierten Feuer fingen. Auf das höchste erschrocken, suchte die Person mit den brennenden Kleidern ins Freie zu kommen, trug so das Feuer weiter, und schließlich waren überall im Saale Menschen zu sehen, deren leichte Kostümierungen lichterloh brannten. Das Maskenfest kostete gegen vierzig Menschen das Leben, andere hatten schwere Brandwunden erlitten.

Ein Maskenball, der mit der Ermordung eines Königs endete, wurde am 15./16. März 1792 auf einem Schloß bei Stockholm abgehalten. König Gustav II. von Schweden hatte sich bei den Großen des Landes verhaßt gemacht, und man suchte nach einer Gelegenheit, ihn zu ermorden. Die Gelegenheit dazu bot sich auf dem Maskenball. Ein dreißigjähriger Hauptmann Amkarström hatte sich freiwillig erbötet oder war durch das Los bestimmt worden, den König zu erschließen. Da er jedoch nicht wußte, in welcher Maske der König erscheinen würde, mußte er erst das Stichwort seiner Verschworenen abwarten. Dieses Stichwort gab ein Graf Horn, indem er dem König die Hand auf die Schulter legte und ihn mit „guten Abend, schöne Maske!“ anredete. Nun schoß Amkarström sofort seine Pistole auf den König ab, und dieser, in die Brust getroffen, brach sofort zusammen, starb jedoch erst zwei Wochen später. Hauptmann Amkarström starb sechs Wochen später auf dem Schafott, die übrigen Verschworenen, soweit sie ermittelt werden konnten, mußten in die Verbannung gehen. Mehr als ein Vierteljahrhundert durften dann in Schweden überhaupt keine Maskenbälle abgehalten werden.

Ein großer öffentlicher Maskenball im Pariser Opernhause, der noch lange Zeit Grund zu Gesprächen und Vermutungen gab, wurde im Jahre 1832 abgehalten. Durch die dichtgedrängten Massen, die zu dem Fest gekommen waren, drängte sich eine hagere schwarze Maske, die jeder Lustigkeit und Ausgelassenheit abhold schien. Schweigend schritt die Person mit der schwarzen Maske und mit den schwarzen Kleidern durch die Säle und wich jeder Annäherung aus. Uebermütige junge Leute suchten nun mit der Maske anzubinden und fragten sie, wer sie sei. Da schrie die Person laut und kreischend in die Säle hinein:

„Ich bin die Cholera.“

Dieser Ausruf rief große Bestürzung hervor. Zwar hatte die Cholera, die im Jahre 1831 von Rußland aus nach Europa vorgedrungen war, auch in Paris schon einige Opfer gefordert, aber man hatte doch Hoffnung, daß sie sich in Paris nicht weiter ausbreiten werde. Die schwarze Maske war sogleich verschwunden, aber deren Ausruf hatte Angstgefühle in die buntausgestaffelte Maskengesellschaft gebracht. Und vielleicht hat diese erwachte Furcht mit dazu beigetragen, daß nur sogleich auf dem Maskenball die Cholera ausbrach. Menschen, die noch kurz vorher umhergetollt hatten, zeigten plötzlich die Merkmale des Choleraausbruches. Immer von neuem wurden Gäste davon befallen, es folgte ein wildes Durcheinander, ein plötzliches Fliehen aus dem Lokal, ein Suchen nach nächsten Verwandten und Freunden. So manche aber konnten nicht mehr fliehen; man fand sie am anderen Morgen tot in ihren Maskenkostümen.

Zu den historischen Maskenkostümen darf auch der gezählt werden, den Napoleon am 6. Februar 1812 in den Tuileries gab, weil dieser Maskenball die letzte große Festlichkeit war, die Napoleon vor seinem Sturze gab. Alles, was am Hofe Napoleons eine Rolle spielte, war anwesend, und ebenso hatten sich alle Vertreter der auswärtigen Mächte eingefunden. Napoleon, der als fremder Ritter erschien, aber von seiner Gattin bald erkannt worden war, wurde von der Kaiserin und deren Hofdamen geneckt und ausgezogen, bis er es vorzog, zu verschwinden. Wenige Monate später ging Napoleon zur großen Arme, die nach Rußland aufbrach, und aus der Niederlage in Rußland konnte er sich

nicht mehr erholen. So war für ihn der Maskenball vom 6. Februar der letzte Festtag gewesen, denn nachher kam Napoleon nicht mehr dazu, große Feste zu feiern..

## In Menzels Atelier.

Die fehlende Hausfrau. — Arbeit bei der Dellampe. — Die kleine Kragbürste: ... Ich bin keine Menagerie.“

Adolf von Menzels Berliner Atelier, in dem er über ein Vierteljahrhundert seine unvergänglichen Kunstwerke geschaffen hat, lag in der Sigismundstraße 3, vier Treppen hoch, und hatte in seinem Aeußeren nichts von dem, was man eigentlich bei der Werkstatt eines großen Künstlers erwartet. Von den intimen Freunden Adolf Menzels sind uns manche bedeutsame Einzelheiten über Menzels Atelier und die Arbeit der kleinen Erzellenz in ihrer Werkstatt aufgezeichnet worden.

Es gab in dem Menzelschen Atelier keine Gobelins und keine Antiquitäten, ein rot gestrichener, nüchtern, großer Arbeitsraum, worin die reinigende und ordnende Hand einer guten Hausfrau sehr fehlte. Nicht etwa, als ob Menzel unordentlich gewesen wäre — im Gegenteil, so sorgsam und peinlich ordentlich er in seiner Kunst war, so genau hielt er auch auf das Aeußere seiner Person und seiner Kleidung. Aber er konnte nun einmal nichts wegwerfen, und darum häuften sich in seinem Atelier die unglücklichsten Dinge an. So erzählt zum Beispiel Meyerheim in seiner „Erinnerungen an Adolf Menzel“: „Als Ehrenbürger von Berlin und seiner Vaterstadt Breslau wurden ihm ganze Ladungen von Schriftstücken zugesandt, die zu Säulen aufgetürmt eine Bronzebüste unseres Kaisers umstauten. Die eine Querwand nahm das unvollendete Bild ein, das Friedrich den Großen vor der Schlacht bei Leuthen darstellt. Die anderen Wände boten nur Haken- und Nagellöcher, an denen Arbeiten gehangen hatten, die ihm von Kunsthändlern entrispen worden waren.“

Einmal kam ein Photograph zu Menzel ins Atelier, um dieses zu photographieren. „Was wollen Sie denn hier eigentlich photographieren? Es sieht doch so aus, als ob der Exekutor alles weggeholt hätte.“ Der Photograph wies auf eine interessante und malerisch unordentliche Ecke des Ateliers. Doch da erwiderte der Meister: „Nein, dies lasse ich nicht photographieren, denn ich habe noch ein Blatt vor: Der Tod, der mein Atelier ausseht, und wenn ich dies da alles photographiert sehe, ist mir die Lust zu meiner Arbeit vergangen.“

An der Schattenwand hin eine Fülle von Gipsabdrücken, Totenmasken, Armen, Beinen, Zierschädeln und allerhand komischen Körperteilen. Nach diesen Gegenständen hat Menzel eine große Studie „Beim Lampenlicht“ gemalt, die heute im Besitz der Pinakothek in München ist. Menzel hat sehr viele Nächte an dieser Studie, wie überhaupt seines Lebens gearbeitet und immer bei der Dellampe, die er persönlich in Ordnung hielt. Er war der Ansicht, so ungehört wie in der Nacht, könne man am Tage nicht arbeiten. Uebrigens arbeitete Menzel vollkommen gleichmäßig mit beiden Händen. Er hatte sich die Arbeit mit der linken Hand schon in früher Jugend angeeignet, weil er auf den Lithographiesteinen außer der Zeichnung auch Schrift anwenden mußte. Diese verkehrte Schrift schrieb er ganz mühelos mit der linken Hand. Die Decke seiner Werkstatt hatte einige bedenkliche Lücken, durch die bei starken Regengüssen seine Strahlen herabtropften. Aber Menzel wollte keine Maurer kommen lassen, weil das nur Schmutz verursachte, und so standen an den in Frage kommenden Stellen des Ateliers stets einige seltsame Geräte zum Auffangen des Regenwassers bereit.

Es war nicht leicht, Menzels Werkstatt zu besichtigen, und schließlich steigerte die Kragbürstigkeit des Künstlers diese Schwierigkeit bis zur Unmöglichkeit. Gar manchen Besucher empfing Menzel mit den Worten: „Hier ist nichts zu sehen, ich bin keine Menagerie.“ Daß selbst Minister und Prinzen in dieser Beziehung keine Gnade fanden, dafür erzählt Meyerheim folgende Anekdote: „Ich traf einst den Erbprinzen v. Meiningen und seine Gemahlin vor dem Hause, die mir lachend erzählten, sie wären, nachdem sie die vier Treppen erklimmen, von Menzel nicht angenommen worden, mit der Ausruf, daß er ein nacktes Modell habe. Er habe zwar gemeint, der Prinzgemahl könnte ja hereinkommen, habe sich aber nicht geäußert, ob das Modell ein männliches oder weibliches gewesen sei.“

Selbst technisch war das Betreten von Menzels Atelier ziemlich schwierig. Hatte man früh morgens die vier Treppen des Hinterhauses erstiegen, so glaubte man zunächst, bei einem Asyl für Obdachlose angekommen zu sein, denn auf den obersten Stufen lagerten immer einige jammervolle Gestalten, die warteten, bis Menzel kam, um unter diesen Modellen eins auszuwählen. Er wählte meist nur eins, um erst einmal, ebenso wie ein anderer Mensch seine Morgenzigarre raucht, eine schöne Zeichnung zu machen. Dann erst begann er seine Tagesarbeit. Die Namen und Adressen schrieb er sich niemals auf. Er meinte, wenn man sie danach fragte, begännen sie mit der Erzählung ihrer Lebens- und Leidensgeschichte, und das ließe auf eine kleine Unterstützung hinaus . . .

Wenn man sehr oft und anhaltend geklingelt hatte, öffnete er endlich selbst. Niemals hätte er — und nicht einmal den besten Freund — gefragt, „Was macht deine Frau oder deine sonstigen Angehörigen.“ Selbst, wenn man ein großes Glück oder Unglück erlebt hätte. Menzel würde niemals das Gespräch darauf gebracht haben. Niemals bot er einen Stuhl an, was auch schon deshalb unmöglich war, weil die wenigen Stühle mit Drucksachen belegt waren und er für sich einen brauchte.

Otto Gruber.

## Und sie würden Kinder erziehen, wenn sie selber erzogen wären.

Von Monita Hinrichs.

Ein noch sehr junges Paar sitzt im Eisenbahnabteil. Zwischen den beiden ein reizendes, etwa vierjähriges Mädchen, das aus einer Pfundtüte eifrig Bonbons isst. Die Kleine ist in zartes Rosa gekleidet, auch das Hütchen ist ganz aus rosa Bändchen und Spigen. Bereits eine Sturbe sehe ich mir das an, da auf einmal sagt die Mutter: Ach Gott, Kind, du bist immer noch bei

den Bonbons? Ach nee, ach nee, seit drei Stunden ist du, und das Pfund Bonbons ist fast alle, Kind, du wirfst mir krank, ach nee, ach nee! Die Kleine, etwas verduht über die Wegnahme der Tüte, erholt sich sogleich wieder. Sie kennt die übrigen. Vater, du hast Schokolade in der Tasche nicht wahr? Ja, Kind, für Tante Elise, antwortet er geistesabwesend, indem er andauernd zum Fenster hinaussieht. Die Mutter unterhält sich angelegentlich mit der Nachbarin. Die Kleine plappert unentwegt weiter. Ja, Pappa, ja, gelt, die Schokolade wollen wir Tante Elise bringen, ja? Ja, ja, kommt es zerstreut zurück. Pappa, in dieser Tasche hast du die Schokolade, ja, laß mich doch einmal sehen, ja? Die kleinen Hände nesteln die Schokolade schnell hervor. Ach gud, Pappa, wie schön die Schokolade ist, wohl sehr gut, weil sie in so schönem Papier steckt? Die kleinen Finger haben längst die Umhüllung durchbohrt, und schon wandern kleine Teile der Schokolade in das geschwähige Mäulchen. Tante Elise wird sich freuen, Pappa? Ja, Kind, ja, kommt es monoton zurück. Den heißen Sommertag, die schwüle Atmosphäre des vollbesetzten Abteils, die warmen Kinderhände kann die Schokolade schlecht vertragen, sie wird flüssig. Das zarte rosa Kleid hat schon manchen dunklen Fleck, die Fingerringe sind klebrig braun, ein Strich über das Kleid reinigt die Hände. Bei der Mutter tritt eine Gesprächspause ein, sie sieht tatsächlich nach dem Kinde. Ein heftiger Aufschrei: Herrgott! Kind! Durch eine lebhafte Bewegung kommt das Hütchen der Kleinen ins Rutschen. Ein Griff mit den Schokoladenzähnen rückt ihr zurecht, ach nee, ach nee, auch der Hut noch. — Erregt schreit die Frau den Mann an: Warum gibst du dem Kinde die Schokolade? Hab ich doch nicht, verteidigt er sich barsch, paß selbst auf, du sitzt ja auch daneben! Lächelnd hört das Kind den erregten Auseinandersetzungen zu — und so landet man dann bei Tante Elise. —

In einem Kaffee sitzt ein Elternpaar mit einem vierjährigen Jungen. Er hat einen Berg Schlagfahne vor sich und schlägt ab und zu mit dem Löffel darein. Die Mutter jammert, daß er

## Für das Maskenfest.

Die meisten modernen Menschen wollen nicht mehr wie in früheren Zeiten konventionell gekleidet auf ein Maskenfest gehen. Sie wollen vielmehr etwas Originelles, Neues, zu ihnen Passendes bringen, etwas, das aus dem Rahmen fällt, das ihrer eigenen Phantasie, ihren eigenen Ideen mehr oder weniger entspringt. — Da nun nicht alle Menschen diese Erfindergabe haben, muß es unbedingt Vorlagen mit

Maskenkostümen wohl die wichtigste Rolle; hierbei ist eigentlich alles erlaubt; gerade die bizarrsten Musterungen und die gewagtesten Farbkombinationen geben den Kostümen ihren großen und aparten Reiz! — Die Stoffe können einfach sein, es lohnt vielen praktisch denkenden Frauen nicht, für solch ein Kostüm, das nur ein einziges Mal getragen werden soll, viel Geld auszugeben! Sehr beliebt ist eine



**1046.** Phantasielkostüm aus rosa Tüll und rotem Samt. Unter einem langen, weiten Tüllrock wird ein kurzes Höschen aus rosa Seide sichtbar. Taille mit Spangen im tiefen vorderen Ausschnitt. Gürtel aus Goldgliedern. Am Rappchen ein halber Goldstofffächer. Lyon - Schnitt, Größe 44, Preis 1 Km. Stoffverbrauch: etwa 3,65 Meter Tüll, 100 Zentimeter breit, 1,30 Meter Samt, 80 Zentimeter breit.



**303.** Kostüm „Plerette“. Der enganliegende Anzug aus schwarzem Atlas zeigt weiße Volants mit schwarzer Einfassung und Stepperel. Weiße Pompons. Weiße Halskrause, schwarzes Rappchen. Lyon - Schnitt, Größe 44. Preis 1 Km.

**304.** „Modelkönig“. Phantasielkostüm aus farbig kariertem Seide. Das kurze Jäckchen läßt eine rote Weste sehen, die vorn mit Kugelknöpfen ausgestattet ist. Gelbe Krawatte. Roter, flacher Hut. Lyon - Schnitt, Größe 44. Preis 1 Km.



vielen hübschen und originellen Maskenanzügen geben, die ihnen als Richtschnur, als Ausgangspunkt und Anregung dienen können. — Man soll sich aber niemals slavisch an solche Vorlagen halten, wenigstens die Wahl der Farben und die Zusammenstellung einzelner Nuancen muß dem eigenen Geschmack überlassen bleiben. — Die Farben spielen bei

einfache, schön glänzende Kunstseide. Aber auch aus wirklich billigen Maskenstoffen: Kattun, Organon, Tüll und Tarlatan können, wenn die Form und die Farben hübsch gewählt und dem Typ der Trägerin angepaßt sind, sehr wirkungsvolle Maskenkostüme gearbeitet werden. A. K.

Zu allen Modellen sind Lyon-Schnitte erhältlich.

nichts ist. Ich finde, daß er gar nicht darnach aussieht wie einer, der nichts ist. Ich habe den Eindruck, daß er nicht so viel essen kann, wie man ihm gibt. Er ist für seine Jahre viel zu dick. Der Vater ermahnt ihn, er sollte essen, als Antwort bekommt er eine Koffel Schlagschokolade auf den Armel. Als nun auch noch die Mutter zuredet, schlägt er sie mit dem Löffel ins Gesicht. Mit einem: „na, warte du!“ ist die Sache erledigt. Nach einer Weile fragt besorgt die Mutter: „Was magst du denn? Willst du Kakao trinken?“ „Ne!“ „Willst du Schokolade trinken?“ „Ja.“ Schokolade wird gebracht. Erst kostet der Junge ein wenig, dann folgt endloses Unrühren, dann: „mag ich nicht.“ Die Mutter ist trostlos. „Magst du Bonbons?“ „Ja, ja, Bonbons.“ Er bekommt eine halbe Pfundtüte. Warnend hebt die Mutter den Finger: „Aber hör die Bonbons lutschen und nicht beißen!“ Der Kleine lacht und beißt drauflos, daß es nur so kracht. Bis er zu Hause anlangt, hat er den Magen voll Bonbonsaft — aber essen wird er nicht.

Eine auffallend elegant gekleidete Dame besteigt mit ihrem Kinde die Elektrische. Es ist nicht alles besetzt. Beide nehmen Platz. „Mutter!“ ruft gebieterisch die Fünfjährige, „Mutter, ich will liegen.“ „Nein, Kind, das geht nicht,“ kommt es säuselnd zurück, und sie will das Kind aufrechtsetzen. Ein fester Stoß gegen die Mutter macht Raum, die Kleine streckt sich auf der Bank aus, die Schuhsohlen reiben sich an dem Mantel einer alten Dame.

Was aber würden diese selben Eltern sagen, wenn sie von fremden Kindern so belästigt würden?

## Wie müssen Alpenveilchen gepflegt werden?

Zu dem schönsten Blumenschmuck unserer Zimmer gehören im Winter die Alpenveilchen. Leider hört man so oft Klagen, daß die Blumen so schnell verwelken und die vielen Knospen, mit denen man die Pflanze vom Gärtner bekommt, absterben, ehe sie zur Blüte gelangen. Trägt man aber den Lebensgewohnheiten des Alpenveilchens Rechnung, so gelingt es leicht, alle Knospen bis ins Frühjahr hinein zum Blühen zu bringen. In der Gärtnerei stehen die Alpenveilchen im Herbst in einem temperierten Glashaus. Wir müssen sie daher auch am Fenster eines Zimmers aufstellen, in dem möglichst gleichmäßig eine Temperatur von 8 Grad Celsius herrscht. Es darf aber kein Fenster sein, unter dem sich ein Heizkörper befindet, da die ausströmende warme Luft viel zu heiß und trocken für die Pflanze ist. Es muß regelmäßig, aber nicht zu reichlich, gegossen werden, so daß der Topfboden nur mäßig feucht ist. Der Erdballen darf während der Blütezeit niemals ganz austrocknen. Das Gießwasser muß abgestanden, möglichst von Zimmertemperatur sein. Man gieße vorsichtig um die Pflanzentknoten herum, sonst faulen die Stiele der Knospen und Blätter am unteren Ende ab und vernichten das obere Wachstum. Auch das Benehen der Blätter liebt das Alpenveilchen nicht. Wichtig ist es, die abgeblühten Blumen und gelben Blätter vorsichtig von der Knolle abzulösen. Schneidet man sie ab, so faulen die Reste und bringen leicht die ganze Knolle zur Fäulnis. Wie alle Knollengewächse, braucht auch das Alpenveilchen seine Ruhezeit. Im Frühjahr entzieht man der Pflanze allmählich das Wasser und stellt sie bis zum Frühjahr in den Keller, der nicht zu trocken sein darf, da die Wurzeln des Alpenveilchens während der Ruhezeit nicht absterben sollen. Dies geschieht aber, wenn die Erde längere Zeit ganz staubtrocken ist. Im Herbst holen wir die Pflanze wieder hinauf, geben ihr einen neuen Topf mit einer gleichen Mischung aus Laub-, Heide-, Mistbeerde und Sand und beginnen wieder mit gleichmäßigem Gießen. Wer diese bescheidenen Wünsche des Alpenveilchens erfüllt, dem dankt es die Pflanze, indem sie alljährlich von neuem überreichlich blüht.

## Für die Küche.

### Schmackhafte Gerichte für den Abendbrotstisch.

Den Abendbrotstisch appetitlich und nett herrichten, macht Spaß. Während man sich zu Mittag aus pekuniären und praktischen Gründen mit einem Gericht zufrieden geben muß, dieses hauptsächlich darum, weil man nicht ausreichend Zeit zum langen Tafeln hat, freut man sich am Abend über das verschiedenartige Allerlei, das einem die nimmer müde Hausfrau vorsetzt. Um die jetzige Jahreszeit sind es hauptsächlich die Eier, die die verschiedenartigste Verwendung finden.

**Schinkenahneier.** Die Eier werden hartgekocht und durchgeschnitten. Das Gelbe der Eier wird feingewiegt, ebenfalls gefochter Schinken. Dann mit Butter, saurer Sahne, etwas Pfeffer und Salz gut verrührt und die Eihälften damit gefüllt. Eine Auflaufform wird mit Butter ausgestrichen, die Eier hineingesetzt und mit folgendem Guß überzogen: Einige ganze Eier werden mit saurer Sahne,



D 932. Nachthemd aus Baht mit farbig kariertem Material garniert. An den Achselnähren mehrfache Reißziehung. Am Kragen gemusterte Bandschleife. Lyon-Schnitt für 14 bis 16 Jahre und Größe 42, 44 und 46 erhältlich. Preis 75 Pfennig.

Das Schnittmuster ist gegen Einsendung des Betrages zuzüglich 30 Pfennig Porto zu beziehen durch die Firma G. Lyon, Berlin SO 16, und durch die Geschäftsstelle unseres Verlages.

Milch und einer Prise Salz verrührt, über die Eier gegossen und gebaden, bis sie braun sind. Backzeit 30 bis 40 Minuten.

**Falscher Hering:** Man zerdrückt 4 gefochte, mittelgroße Kartoffeln ganz fein, läßt sie erkalten, reibt 2 Äpfel, mischt beides mit dem Roggen eines Herings und Essig und Del zu einem dicken Püree, gibt dieses in Form eines Fisches auf eine ovale Schüssel. Man belegt ihn mit dem abgelaßten, zu Streifen geschnittenen Fleisch eines Herings, steckt ihm den Kopf und den Schwanz des Herings ein, legt auf den Rücken eine Reihe Kapern und umkränzt mit eingelegten Salzgurken und Eiern.

**Garcierte Eier.** Man kocht Eier hart, schält und schneidet sie der Länge nach durch. Dann wird das Gelbe entfernt und mit ebensoviel Butter, 2 bis 3 rohen Gelbeiern, Salz, Pfeffer, Muskat und feingeschnittener Petersilie recht fein gerührt. Zum Schluß zieht man 50 Gramm geriebenen Parmesantäse und 30 Gramm Semmelbrösel unter die Masse. Mit dieser Farce werden die Eihälften so hoch gefüllt, daß sie wie ein ganzes Ei wirken, und mit Wasser glattgestrichen. Nun ordnet man sie auf einer Platte an, übergießt sie mit wenig Fleischbrühe, bedeckt sie mit einem gebutterten Pergamentpapier und schiebt sie für 10 Minuten in den Bratofen. Man übergießt diese überbackenen Eier mit einer kräftigen Bechameltunke.

**Reischnarrn.** Man kocht 300 Gramm Reis, der vorher gewaschen und gebrüht wurde, in Milch mit etwas Butter weich, bis er dick geworden ist. Dann gibt man etwas Salz, Zucker und Vanille hinzu und läßt alles erkalten. Ist die Masse abgekühlt, rührt man 70 Gramm zerlassene Butter und vier Eier darunter, läßt sie eine Stunde stehen und bäckt sie in einem heißen Ofen in gut ausgebutterter Form. — Man kann auch mit der Butter eingelegte, entsteinte, saure Rirschen darunter mischen und den Saft später dazu reichen.

**Apfel-Eierkuchen.** Man schält acht bis zehn Borsdorfer oder Goldreinetten, schneidet sie in nicht zu feine Scheiben, bestreut diese mit Zucker und Zimt, gießt einige Löffel feinen Rum darüber und läßt sie in einer zugedeckten Schüssel eine Stunde stehen, worauf man einen Teil davon in einem Topf mit einem Stück Butter einige Minuten dämpfen läßt und dann mit einer Schöpfkelle voll von einem Eierkuchenteig übergießt, den man aus  $\frac{1}{4}$  Liter Milch, sechs Eßlöffel voll Mehl, etwas Salz, sechs Eidottern und dem Schnee der sechs Eiweiße unter tüchtigem Untereinanderquirlen bereitet. Man bestreut ihn mit Zucker und Zimt und gibt eine Fruchtstunde dazu.

**Ehe man Flanell verarbeitet,** lege man ihn in eine Wanne, gieße kochendes Wasser darüber, lasse es stehen, bis das Wasser kalt ist, wringe den Stoff aus und lasse ihn trocknen. Flanell in dieser Weise behandelt, wird nie mehr bei der Wäsche einlaufen.

**Reinigung des Ausgusses.** Es ist ratsam, einmal in der Woche über Nacht ein wenig Chlorkalk in den Ausguß zu tun. Morgens spüle man mit kochendem Wasser nach. Der Chlorkalk entfernt das Fett im Ausgußrohr und wirkt dazu desinfizierend.

# Wünschebold.

Von Erika Maria Ebeling.

Peter, der Holzknecht, ging einmal in den Wald, um Bäume zu fällen. Als er gerade an eine mächtige, uralte Eiche die Axt legen wollte, kam zwischen den knorrigen Wurzeln ein winziges Männlein hervor und bat: „Laß die

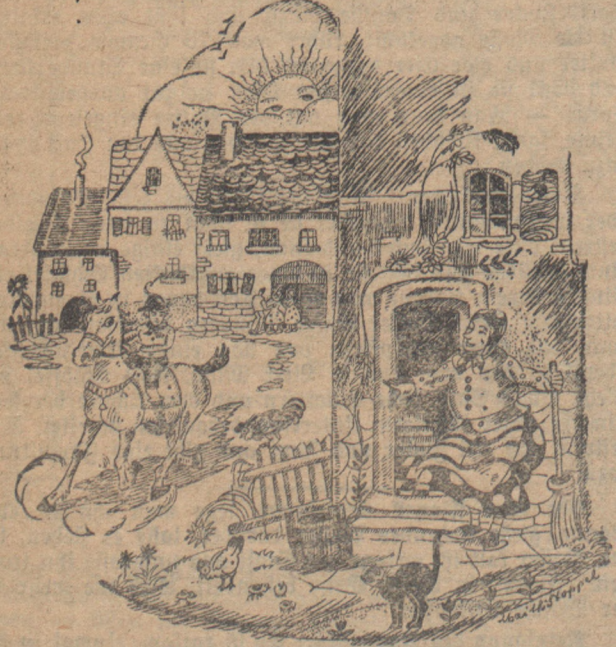


Eiche, sie ist mein Heim! Ich bin schon alt und habe nicht mehr lange zu leben. Ich möchte in meiner alten Behausung sterben.“ — „Das geht nicht“, sagte Peter. „Mein Herr wird zornig, wenn ich nicht tue, wie er befohlen.“ — „Wenn es nur das ist“, meinte froh das Männlein, „so will ich

dir wohl helfen. Ich heiße Wünschebold und war der Kobold, der alle Wünsche erfüllen kann. Jetzt freilich ist ein Jüngerer an meine Stelle getreten, aber ein wenig von der alten Kraft habe ich wohl noch.“

„So wünsch' ich mir ein Rößlein und einen großen Beutel Geld, damit ich in die Welt hinausziehen kann“, sagte Peter rasch. „Schaffst du mir's, so soll die Eiche stehenbleiben.“ — „Schau dich um!“ sprach Wünschebold. — Da stand hinter Peter ein Pferd mit schmutzigen Sattel und Zaumzeug, daneben ein Sack mit Geld, so schwer, daß Peter ihn kaum fortbewegen konnte. „Halt!“ rief der Knecht und packte Wünschebold am Kragen. „So einen Freund wie dich nimmt man doch mit auf die Reise!“ —

„Laß mich hier, oder du wirst es schwer bereuen“, flehte das Männlein. Aber Peter hörte nicht, sondern steckte den Kleinen so unsanft in seine Tasche, daß er fast Arme und



Beine dabei brach. — „So möge Wirklichkeit werden, was du sagst und denkst!“ stöhnte Wünschebold. In flinkem

Trab ging es dem Dorfe zu. Was wohl die Leute denken werden, wenn ich so hoch zu Ross daherkomme, überlegte Peter. Und wenn das nicht die Eiche ist, die da unter der Tür steht und herschaut, will ich Hans heißen. Als er aber näher kam, sah er, daß es die Schwester Trine war.

„Hallo, Hans!“ rief Trine. „Man kennt dich ja gar nicht wieder!“ — „Seit wann heiße ich denn Hans?“ fragte Peter erstaunt. „Das hab ich mein Lebtag noch nicht gewußt.“ Gleich darauf begegnete ihm sein Herr. „Hans“, rief dieser ihm entgegen, „willst du wohl gleich an deine Arbeit gehen!“ — „Rutsch mir den Buckel runter!“ sagte Peter und wollte eilig davon. Da sprang ihm sein Herr mit einem gewaltigen Satz in den Nacken und rutschte seinen Rücken herunter, daß Peter vor Schmerz laut aufschrie. Kaum war er unten, wollte der Herr wieder hinaufspringen. Peter duckte sich und dachte: „Daß dich das Mäuslein beiß!“ — „Au, au!“ schrie der Herr; denn eine graue Maus war ihm am Bein in die Höhe gelaufen und zwickte ihn unaufhörlich.

Rasch gab Peter seinem Rößlein die Sporen und trabte davon. Als er ein paar Stunden geritten war, wurde er müde, band sein Pferd an, legte sich ins weiche Moos und wollte schlafen. Aber da meldete sich der Hunger, und er fand kein Krümchen Brot in seinen Taschen. Aergerlich brummte er: „Da brat' mir einer 'n Storch, und die Beine recht knusprig!“ Im selben Augenblick lag vor ihm ein gebratener Storch und duftete so lecker, daß Peter das Wasser im Munde zusammen-



lief. Aber wie sollte er den Braten essen, da er doch kein Messer und keine Gabel mit sich führte?

Das ist doch zum Krebseniesen“, schalt er. Hatschi! nießt er gleich darauf, und ein dicker Krebs sprang aus seiner Nase. Hatschi! ein zweiter, hatschi! ein dritter kam heraus. Nun wurde es dem armen Peter unheimlich. Er lief zu seinem Pferd und wollte es losbinden. Aber die Krebse kamen hinter ihm her. Da wurde das Rößlein scheu und ließ Peter nicht aufsteigen. „Ich wollt', ich läge zehn Klaster unter der Erde“, wünschte Peter in seiner Angst. Plötzlich war es dunkel um ihn her. Er tastete umher, aber wo er auch hinfiel, oben und unten, rechts und links, vor und hinter sich, stieß er an. „Wo bin ich denn?“ rief er. — „Zehn Klaster unter der Erde, wie du dir wünschtest“, tönte Wünschebolds Stimme aus seiner Tasche. „Da soll mich doch gleich der Kuckuck holen“, schimpfte Peter. Und ehe er sich's versah, hatte ihn ein Vogel gepackt und trug ihn in seinen Fängen bis auf die höchste Spitze eines Baumes.

Mühsam kletterte Peter wieder herunter; aber bald an diesem, bald an jenem Ast blieb er hängen und zerriß sich Kleider und Hände. Als er glücklich auf dem Boden ankam, zog er Wünschebold aus der Tasche und fuhr ihn an:

„Du bist an meinem ganzen Unglück schuld! Du kannst mir gestohlen bleiben!“

Da war der Kleine verschwunden. Verwundert blickte Peter umher, aber kein Wünschebold war zu sehen. Nur ganz aus der Ferne tönte eine Stimme: „Noch einmal geschieht, was du sagst!“

Zornig schrie Peter: „Da hört doch alles auf!“ — — — und deshalb ist das Märchen aus! — — —